



# Das Judentum in der Mark Brandenburg

## Von seinem ersten Erscheinen bis zur Jetztzeit

Geschichtlicher Ueberlieferung zufolge haben jüdische Kaufleute den Boden unserer Provinz schon zur Elanengeit betreten. Allen von einer Vorfahrung vernehmen wir erst seit dem 13. Jahrhundert. Einer der im Mittelalter nicht seltenen Kollisionsprozesse verknüpft sich mit der ersten Erwähnung der Israeliten in der Mark. Im Jahre 1247 nämlich wurde gegen die Judenchaft die Anklage erhoben, daß sie in Besitz einer Kollie (ein in der katholischen Kirche verehrtes Abendmahlsgeweihtum) durchlöcherndes Löcherchen. Zwei Jahre später geschah ein gleiches in Bebelind. Es ist nicht bekannt, ob und in wie weit ein dazwischengefallenes damals geändert wurde. Da man die rassistische und sittliche Gefahr, die von den Juden der arischen Bevölkerung der Mark drohte, in jenen weit zurückliegenden Zeiten noch nicht voll erkannte, war die Stellung der Israeliten in der Mark und Neumark im ganzen genommen nicht schlecht, und wir sehen sie in manchen märkischen Städten bereits im Besitz des Bürgerrechts. Voraussetzung hierfür blieb allerdings ein besonderes Wohlgefallen oder „Gefallen“, doch gab es neben solchen „begünstigten“ auch „unbegünstigten“ Juden, die sich ohne verbürgten Schutz auf eigene Gefahr im Lande aufhielten. Als die Juden aber nach und nach in gewisser Anzahl allerdings ganz ungewöhnlichen Besetzung ihres Daseins sich fester fühlten und die Bevölkerung auszubilden begannen, empfand letztere sich mit Recht und griff zur Selbsthilfe, da die Obrigkeit unbegreiflicherweise es nicht wagte, gegen die Hässler und den Haß der Bevölkerung einzugreifen. Das geschah zum ersten Male in den Jahren 1348 und 1349, zu einer Zeit, als der „Schwarze Tod“ auch die Mark Brandenburg heimsuchte und das Judenplattentum (Wilderbeizungen) entfiel. Mit dieser letzteren wurden die Juden, da man annahm, sie hätten die Pest aus ihrer asiatischen Heimat nach Europa verschleppt, nicht nur aus der Mark Brandenburg, sondern aus dieserorts in Deutschland vertrieben. Als die Pest vorübergegangen war und wieder Ruhe im Lande herrschte, tauchten auch die Juden wieder im Lande auf. Im wesentlichen unangefochten blieben sie dann bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Im Jahr 1510 nämlich hatten sie in Brandenburg a. d. Havel wieder einmal eine Kollie gelandet. Für die an die jüdischen Verdrängten Bestenigten Familien in Berlin Götterhausen auf; die nicht verbannt wurden, trieb man außer Landes. Aber schon unter Joachim II. waren sie wieder da, denn sie hatten wieder eine kleine Kollie für Berlin, die ihrer Freigabe günstig waren, und folge hatte

der prunkliebende, verschwenderische Joachim in größtem Maßstabe geschaffen. Ein Jude namens Sippod gelangte bei diesem Heilsgeldbuddigen Fürsten zu hohem Ansehen und wurde sogar sein „Hofbanier“. Deswegen energischer räumte Joachims Sohn und Nachfolger Johann Georg mit diesen Beizungen auf, und nun blieben sie für volle hundert Jahre dem märkischen Lande fern. Das war für unsere engere Heimat eine friedliche und glückliche Zeit.

Ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Juden in der Mark ist die Regierungszeit Friedrich Wilhelms des Großen. Aufzufassen. Unbegreiflich in dieser Hinsicht war die Stellungnahme dieses Fürsten, der doch sonst so weitsichtig und energiegel. war. Man

sehen Juden damals als Staatsbürger noch nicht anerkannt, und hierin brachten auch wieder das „General-Wohlgefallen“ Friedrich Wilhelms I. vom 29. September 1780, noch das Wohlgefallen Friedrichs d. Gr. vom 17. April 1780 eine Veränderung. Der große König erkannte sehr wohl die Gefährlichkeit dieser Masse — vielfache Neuerungen schriftlich oder mündlich geben von seinem abfälligen Urteil und von seiner geringen Achtung dieser schlecht fremdbartigen Gesellschaft Zeugnis — aber ausgesprochen, wie es wohl nötig gewesen wäre, hat er sie trotzdem nicht! Er wendet ihnen aber einen Hausenerwerb. Sie blieben aus weiterhin „Schutzjuden“, deren Einwanderung unter Kontrolle stand und die in einem bestimmten Prozen-

### Flößer auf der Warthe

Tote Wälder kommen den Flöß gefahren, Wälder, die grün und stark und lauschend waren, von Wäldern umbauert, den wogenden Wälderbaaren, — nun liegen die nackten Leiber auf den Bahren: Die von Sonne durchflutet und von den Vögeln umflogen, Wälder, die der heilige Mittagsgott durchflogen, wild und wummig, laut und leise, in der alten Urwelt: ... Von den Stämmen wittert der toten Biele Seele und flattert den Flößern in die rauhe Kiehe, und Biele drehen heraus, flackernd und ungesüß, als ob der Gott des Sturms die Farben schließe.

Gustav Schiller.

steht vor einem Rätsel, wenn man hört, daß er im Jahre 1671 flüchtig aus Wien vertrieben wurde. Sie müssen es wohl in der früher allezeit jüdischen Donaustadt doch zu arg getrieben haben — in der geschiedenen märkischen Städten aufnahm, die nimmend der Stern für neue jüdische Gemeinden wurden. So leiteten die israelitischen Gemeinden in Berlin, Potsdam, Frankfurt (Oder) und Landsberg (Warthe) ihren Ueberzug von dieser überreichen Einwanderung her. Die Berliner Judenstadt war bald zu so großem Wohlstand und einem Flöß gelangt, daß sie bereits 1700 sich eine prächtige Synagoge bauen konnte. Gleichfalls waren die brandenburg-

ischen Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung erhalten wurden.

Die Zahl der Juden in der Mark Brandenburg während des 18. Jahrhunderts gibt die Statistik folgendermaßen an: im Jahr 1670: 402, im Jahr 1770: 5383, im Jahr 1780: 4502, im Jahr 1790: 5383, im Jahr 1800: 5940 und im Jahr 1801: 6002 Juden. In der Zeit eine Zunahme, welche die regierenden Stellen hätte nachsichtig stimmen müssen! Aber es geschah nichts, um dem Ansehen der Israeliten einen Anreiz vorzulegen, im Gegenteil, unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen hob sich die Stellung der Juden bedeutend, sogar das Bürgerrecht erhielten



schon einzelne derselben, unglaublich geradezu aber war es, daß mit der Neuordnung des preussischen Staates nach dem Zusammenbruch von 1806/07 die meisten Häuser für die Juden geltenden Ausnahmebestimmungen aufgehoben wurden. Ein Edikt vom 11. März 1812 verlieh ihnen das Bürgerrecht, ohne freilich die absolute Gleichstellung mit den christlichen Bekenntnissen in allen staatlichen Rechten herbeizuführen. Die Bürger- und Gemeindevorstände blieben ihr ausgeschlossen. Bis zum unheilvollen Jahre 1848 belassen die südbayerischen Gemeinden nur die Rechte erlaubter Gesellschaften nach dem preussischen Landrecht. Dann wurde die preussische Verfassung von 1850 mit ihrer Bestimmung, daß der Genuß der bürgerlichen und staatlichen Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntnis liege, eine weitere wichtige Etappe auf dem Wege zur Judenemanzipation. Ein Versuch zu Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts, Beschränkungen jenes allgemeinen Grundgesetzes einzuführen, blieb leider ein Versuch. Als aber das norddeutsche Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 erlassen wurde, da waren noch Franken und Rheinländer, die die bürgerliche Emanzipation das höhere Recht und Richteramt eingeräumt. Nun hatten sie freie Bahn für ihre Beherrschungsbestrebungen im öffentlichen wie im privaten Leben Deutschlands. Es war schon für weit gekommen, daß der Richter Georg Bernheim recht behalten sollte, der vor einem Menschenalter etwa in seinen „Überden eines kosmopolitischen Rechtsanwärters“ folgende vornehmende Rede niederschrieb:

Sie sind dahin, die vielsagendsten (von den Juden nämlich). Das Wäfflein hat sich leise schon gewandt; Der Jude ringt uns unter ew'ger Klage. Dinstag das Heft aus ungeheurer Hand.

Der Landmann drängt er hart aus seinem Sige. Den Krämer scheucht er von dem Markte fort! Und haß um Gold und haß um Sklavensoldat! Er beim Zeitgeist als sein Lösungswort.

Wist ihr, wie tief sein Jauher schon gedehnet? Er kam um die ihr wohlbesessenen trümt! Sie reden drein mit metall'nen Rungen. Wo sehen der Christ verstimmt und sagt und faunt.

Was kann dem Stamm emanzipieren frommen, Der nie vom Schächer sich emanzipieren frommen, Der sie ihm schenken wollt, hat er genommen, Derwoll ihr um Prinzipien debattiert.

Wohin ihr seht, ihr werdet Juden fassen, Wäfflein das, „Hörsingbold des Herrn“, Gleich, wie er sich wieder in die alten Gassen. Ch' sie euch in ein Christenbiertel sperren!

Das märkische Subentum wuchs, wie die Zahl der Sträflinge in Ostpreußen überhaupt, nach dem Kriege 1870/71 ungeheuer, nicht zum wenigsten aus infolge des Auszugs von Ostjuden, zählte man doch in der ganzen Mark Brandenburg im Jahre 1890: 23 061, im Jahre 1900: 117 972 und im Jahre 1905: 139 920 Juden. Das waren 2,5 Prozent der märkischen Bevölkerung.

Es kam der Weltkrieg. Welche verhängnisvolle Rolle der Judenstand in ihm gespielt hat, ist zur Genüge bekannt, und ich schäme mich denken wir zurück an die unheilvollen Jahre der Schlemzeit, da Juda in unserem deutschen Vaterlande das Dörschollstom in der Hand hatte, Recht, Ehre, Erbnung, für den deutschen Staat, was nicht das Reich an den Rand des Abgrunds brachte. Der Spuk ist nun aus! Mit eifrigem Besein hat die nationalsozialistische Bewegung unter Führung Adolf Hitlers das deutsche Land rein gemacht von diesem parasitischen Gewürm, so daß das deutsche Volk wieder ruhig und aufstehend im Dritten Reich schaffen und leben kann. Das soll unser Volk in tiefer Dankbarkeit nie vergessen!

# Märkisches Hirten- und Hütewesen vor 100 Jahren

Vor 100 Jahren stand das Hirten- und Hütewesen in unserer Markart in hoher Blüte. Da konnte man auf den Feldern große Schafherden weiden sehen. Aber nicht nur Schafe wurden damals auf die Weide geschickt, auch Kindschaf, Scheweine und Gänse assistierten zu der Viehhaltung. Man unterschied, wenn es sich um die Hirten in fünf Gruppen: Viehhirten, das waren jene, die das große Vieh hüteten, zum großen Vieh gehörten die Kühe, die Ochsen und die großen Bullen, die Kälberhirten hüteten das kleine Vieh, das waren die kleineren Hürden, kleinen Bullen und die Kälber, dann kamen die Schäpfer (Schäfer!), ihnen lag die Weide der Schafe ob. Alsdann folgten im Rang nach die Schwennder, die die Scheweine austrieben und hüteten, und zum Schluß kamen die Gänsejungen mit den Gänsen und Gänzen.

In die Reihe der großen Bullen gehörte auch der sogenannte Gemeindegulle, der gemeinsam gehalten wurde von der Gemeinde und auch aus Mitteln der Gemeindefasse erhalten wurde. Abwechselnd mußte ihn Jahr um Jahr ein Bauer der Gemeinde in Pflege und Weide nehmen, ausgenommen waren davon nur die Kossäten. Derjenige, welcher der Bullen auf der Weide hatte, erhielt als Entgelt dafür die Erlaubnis, sich auf der Bullenweide das Heu zu machen. Die Bullenweide gehörte der Gemeinde als Dorfseigentum. Dieser Gemeindegulle durfte nicht jünger als vier Jahre und nicht älter als neun Jahre sein. Nieherstlich er die Altersgrenze, so wurde er meistbietend verkauft und aus dem Erlös wurde daraufhin ein neuer Gulle für die Gemeinde gekauft. Heute noch hat man in einigen märkischen Dörfern im Rümenenvergnisse die Beziehungen Bullenweide, Bullenweide.

Der Austrich der Tiere erfolgte nach einer bestimmten Reihenfolge. Zuerst kam der Viehhirt mit dem großen Vieh, dann der Kälberhirt mit dem Kleinvieh, darauf der Schäfer mit seiner Schafherde, dann der Gänsejunge und zum Schluß der Schwennder, der die Scheweine austrich.

Der Viehhirt blieb auf seinem Horn das Signal zum Austrich. Wurde dieses Signal von einem Bauern nicht gehört oder überhört, so lief der Hirt nach dem Haus, rief die Türe auf und rief hinein:

„Mäten, löst die Köh herut, Eßt brim id met de Herde furt!“

Kälberhirt, Schäfer und Gänsejunge dursteten nicht auf dem Horn hinaus, das Signal des Kälberhirschen war ein Pfeifensignal mit der langen Pfeife, der des Gänsejungen ein solcher mit der kurzen Pfeife, während der Schäfer auf zwei Fingern seinen Schäferpfeiff abgab und dann sich überall die Lörwenge öffnete. Der Schwennder wieder machte sich auf dem Schafhorn ein Signal, das er ebenfalls je nach der Größe der Herde.

Das Horn des Viehhirten war aus Holz hergestellt, hatte die Länge und die Stärke eines Mammesarmes, war vorn spitz und etwas gekrümmt. Es war aus schwarzem Flieder gefertigt. Das Wäfflein war aus dem Vordorspinn eines Schafes. Benutzt wurde es außer im Austrich hienach für die Ausbruch einer Feuersbrunst. Das Schwennderhorn war bedeutend kleiner und dünner. Die Pfeifeninstrumente der Kälberhirten und der Gänsejungen waren aus Flachssträuben hergestellt, die Knopfknäute aus Eisenbläsen in allen Größen und geblasen worden, daß es ihm nicht mehr möglich war, auf zwei Fingern zu pfeifen, so führte er eine Holzflöte mit sich. Die dieser piff er auch dann

die Schafe von den verborenen Feldern zurück. Abends, nach dem Eintrieb, wurden Bömer, Pfeiffen und Flöten auf dem Dauslar an die Wand gehängt. Es war ungeschicklich, wenn ein Stier die Gegenstände mit hinein in die Stube brachte.

Es gab märkische Dörfer, da gehörte die „Häufel“, eine große, tiefe, weite, die zu dieser Viehe nannte man die „Triff“. Auf der Häufel befanden sich die „Dränken“, das waren tiefe Wasserlöcher, gefüllt mit Wasser zum Tränken der Tiere. Für die Gänse gab es den sogenannten „Uffstall“, eine Wucht, die von hohen Säulen aufgehoben war und in der die Gänse über Nacht blieben.

Das Hüten des Viehs begann am Morgen früh, den ersten Hüt. Das große Vieh hütete man in einigen Dörfern bis zum „Mitt“ (Ernte) einzeln, dann kam es von da ab mit dem Kleinvieh zusammen, das dauerte bis zur Saatzeit, ungefähr 14 Tage vor Michaeli. Die Schafe blieben das ganze Jahr hindurch zusammen. In der ersten Hälfte des Jahres die Wägen in dem Schäferkaren, das war ein zweirädriger Karren mit einem aufgebauten Kasten. Kurz nach Pfingsten begann das Schafewalgen. Die Herde wurde an einen See getrieben, dort in einer Rinde gehalten und dann den ganzen Sommer in der See herumgeführt. Der Abschluß des Wägens bildete ein Festmahl in dem Hause des einen oder des anderen Bauern. Bei diesem Mahl gab es das Schafewalgericht: Fische mit Wollknäueln, dazu Bier und Nigaren. Dann begann erst Tage darauf das Schäferessen auf dem Wägen in Schenken. Dieses endete allemal dann mit einem sogenannten „Goldschubbal“ im Dorfplatz, bei dem Wäfer und Schergerinnen sich im Walzerakt drehten. Gewöhnlich spielte dabei der Schäfer auf einer Handharmonika zum Tange auf. Entloft wurde er durch eine „Zellerfassung“, die ihm etliche Groschen eintrugte.

Die Entloftung der Hirten bestand damals durchaus in Naturerfahrungen. Sie wurde von den Hirten selbst durchgeführt. Für jedes Tier erhielt er ein Drittel Weide Roggen, dann konnte er — war er ein Schäfer — 50 bis 60 eigene Schafe frei auf der Weide neben lassen, wohnte im Hirtenshaus mit einem und erhielt von den Bauern ein Stück Ackerland zum Weiden mit Kartoffeln. Von jedem eigenen Gebrauch und Bedarf. Von jedem Stück Vieh, das an den Schäfer verkauft wurde, erhielt er ein „Schwanzgeld“. Es betrug durchschnittlich für ein Schaf 50 Pfennig, für ein Stück Kleinvieh 1 Mark und für ein Stück große 2 Mark (einen Taler). Zusätzlich verdienten sich die Schäfer noch einige Groschen durch das Striden. Die Bauersfrauen gaben die Wolle, und der Schäfer erhielt für ein Paar Handschuhe beispielsweise 25 Pfennig. Stridenloft, für ein Paar 10 Pfennig, 75 Pfennig, sofern sie „Anks und regis geknüpft“ waren. Auch waren einige Schäfer sehr eifrig im Kräuterräumen. Es waren in der Regel Heilkräuter, die sie an die Apotheken der benachbarten Kreistädte ablieferen.

Was die Kleidung der damaligen Hirten anlangt, hatte sie einen langen, blauen leinenen Kittel, der bis zur Knie reichte. Als Kopfbedeckung hatten sie eine sadarike Wäse mit Pulver und Pelzrand. Als Weste diente ihnen ein buntes Bruststück. Als Fußbekleidung dienten Holzschuhe mit festem, stricke Strümpfen, die wenn sie an der Spitze fast durchgehauen hatten, mit Fettenlappen benetzt wurden. Ueber der Hüften hing den Schäfern der Kräuterrack, dazu auch versehen, den neugeborenen Lämmern die erste Zusiucht zu geben. Diese Kräuterracke waren



Am Innern mit kühnem Feuer warm angezogen. Ein weiteres Getränk, was die Hüften mit sich führten, waren die Kisten, die an einer hohen Kladdehölzer ebenfalls mit der Schüttel geschlagen, das Getränk und die Schüttel borgen. Sagte ein alter Schäfer seinen Dienst auf beim Bauern oder bei der Gemeinde, so konnte der neue junge Schäfer immer nur erst am Urbandel, das war der 25. Mai! — seinen Dienst anfangen. So wollte es ein alter mächtiger Herrbrand.

Gustav Metscher.

## Die schöne Agnete von Hammer

Eine Geschichte vom „Zweiten Reich“ am Einbruch des Barthbrosches

In der Hammer's Heide, kurz vor dem Eintritt des ersten Schnee, der im Königswalde kommenden Hieselles in das Dorf Hammer, wohnte der Schäfer Heinrich, ein hagerer Mann mit hellen, schütterten Haaren und klüßlichen Augen, der die Herde der Gemeindefisch hütete, mit seiner Tochter Agnete. Sie war ein hübsches Mädchen, die die Agnete, denn sie war von hohem, ebenmäßigen Wuchs und auch sonst lieblich anzusehen. Von dem Schäfer — Schäfer hießen beim Landvolk bekanntlich im Ruf, mehr zu wissen und zu tun als ein Weibchen — wurde sie — ging das Gerücht, er habe „das zweite Gesicht“, d. h. er könne voraussehen, was sich in der Zukunft ereignen würde, insbesondere um sich oder gar Tod. „Die schöne Agnete“ — man liebte die Einfachheit in der Natur; darum ging sie, wenn nur irgend ihre Zeit es erlaubte, — hülte Wade an dem Hammer Hiesel entlang durch den dichten Wald. Und da sich die Phantasie der Bewohner jener Gegend, wie immer in wald- und wasserreichen Einflüssen, mit allerhand unheimlichen Dingen befaßte, glaubte sie auch in den verlassenen Wäldern des schönen Mädchens etwas zu finden, das zu ihren abergläubigen Instinkten paßte.

Als eines Tages der Schäfer Heinrich wieder einmal seine Herde weidete, hatte er ein „Gesicht“; er erblinnte an der Stelle des Hammer-Hieselles, wo das Wäldchen zwischen zwei Stellen aus geschweiften Wägen mit brennenden Baternen und auf ihm einen quergestellten Saal. Vorn auf dem Wägen, vor dem wunderbarerweise keine Pferde gespannt waren, sah eine Gestalt, die faum als eine menschliche anzusehen war, sondern in ihrer grotesken Kleidung eher einem aus dem Hiel emporgestiegenen Wassermann glich. Auf dem Haupte ein wie lichte Wassertröpfchen funkelndes Kränlein. Die Füße sonderbare flache, plüßlich den Schuhen gleichende Schuhe. Da war es dem Schäfer, so, als ob in dem Saal eine weibliche Person lag, die das Antlitz seiner eigenen Tochter hatte. Wie er sich von dem ersten Schreden erholt hatte und nachgucken wollte, was es mit diesem seltsamen Gesichte auf sich habe, raffte der Mensch vom Wägen hinab zum Hiesel und verschwand in ihm, ohne daß ein Laut davon zu hören war. Aber ein selber, zauberhafter Gesang stieg aus der Tiefe auf, und der Schäfer glaubte folgende Worte zu vernehmen:

„Ich kommt es nimmer lassen,  
Ich muß' zu ihm hinab.  
Ihr müßt's ja doch nicht fassen,  
Was er an Lieb' mir gab.“

Wahr Heinrich packte das Grauen. Er trieb eilrig seine Herde heim und gebohr der Tochter, fortan das Hiel zu meiden.

Schon war über die Erscheinung, die der Schäfer gehabt hatte, Gras gewachsen, und die „schöne Agnete“ hatte verblasst. Die Wägen folgten ihre einsamen Wanderungen am Hiel eingeheilt. Da ereignete sich ein eigenartiger Vorfall, der das „Gesicht“ des Vaters zur Wahrheit werden ließ, wenn auch nicht buchstäblich, so, wie er es gehabt hatte.

Es war Vorfrühling. Ein harter Winter

hatte viel Schnee und Eis gebracht. Als es zu tauen kam, führte das Hammer Hiesel hochwäters, und zwar derartig, daß es über die Hiel trat, in reißendem Strom sich bis in das Dorf hinein ergoß und des Schäfers Anwesen bedrohte. Beherzt und kräftig, wie die „schöne Agnete“ war, suchte sie von ihrem Haus aus dem Vieh so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen. Dabei fand sie, die mutig und unbedenklich mit dem eiskalten Element um ihres Vaters Hieselsteile rang blühlich an und wurde von der Flut fortgerissen. Dann fand man ihre Leiche am Wäldberg dicht an der Dörfer, von Gefährlich, Trau und Schilf umgeben, angeschwemmt. Sie hatte sich in ihrem Aufstehen nicht verändert. Ihr Antlitz strahlte einen hellen Frieden aus, gleich als ob sie ein großes Glück erfahren hätte.

Das „Gesicht“ des Schäfers Heinrich hatte sich also durch eine Verkettung nicht vorhergesehener Umstände erfüllt. ep.

## Von den brandenburgischen Abbedereien

Die Neuordnung des fur- und neumärkischen Rechts begann unter Kurfürst Joachim I. im Jahre 1527. In dieser Neuordnung spielt das Abbederei-Privileg eine besondere Rolle, und zwar eigentümlicher Weise im Zusammenhang mit dem Jagdrecht. Es waren nicht lediglich gesellschaftsrechtliche Mächtigkeiten, welche obzogen erschienen ließen, daß im ganzen Gebiete der Mark Brandenburg Abbedereien mit einem Zwangs- und Vorrang auf alles in ihrem Bezirk „abgehandelnden Vieh“ an-

gesetzt wurden, denn in den Privilegien der Abbedereien erscheint regelmäßig die Verpflichtung, mit dem Acker die Holzgruben zu verlosen und die Jagdhunde des Landesbarn zu unterhalten. Ein Abbederei-Privileg kam allerdings auch außerhalb der brandenburgischen Lande vor, hat aber in letzteren schon früh eine besondere Bedeutung und eine eigenartige Beamtenform gehabt. Die mächtigen Abbederei waren regelmäßig vom Landesherren eingekauft. Beamte unter ihrer Ordnung, denen in gesundheitspolizeilicher Hinsicht Rechte und Pflichten auferlegt waren. Das Amt eines Mächtigsten war in den seltensten Fällen mit ihnen verbunden. Man kann die Zahl der mächtigen Abbedereien zur Zeit ihrer größten Entwicklung auf etwa 150 annehmen. Benannt läßt ihre Zahl sich aber wegen ihrer häufigen Teilungen und Wiederbereinigungen und wegen mangelnden Materials nicht angeben. In der Altmark sind die Abbederei-Privilegien infolge der westfälischen Fehdegebung nach 1606/07 aufgehoben worden. In der Wiederbereinigung mit dem Mutterlande nicht wieder eingeführt worden.

Als das folgenschwere Ereignis des Zusammenbruchs Preußens in den eben genannten Jahren eingetreten war, wurde die fur- und neumärkische Entwicklung, die noch den alten feudalen Charakter fast überall bewahrt hatte, durch die Stein-Brandenburgische Fehdegebung neu belebt. In der die auch das Abbederei-Weien hineinbezogen wurde. Die Privilegien hörten auf, und die Abbedereien wurden aufgelassen, „freizügig“, wieweil sie sich noch lange in einzelnen Familien erhalten haben.

## Frauenleben am Hofe des Markgrafen Hans von Küstrin

Das tägliche Leben am Küstrinshofe zu Küstrin vor nunmehr rund 400 Jahren stellt im harten Rahmen enger Regeln und Ordnungen, die der Markgraf selbst festsetzte, ein Bild dar. Sie geben ein seltsames Bild vom hiesigen Leben dieser kleinen Residenz des deutschen Stems, ein Bild, das von den bekannten Zuständen an anderen Küstrinshöfen jener Zeit wohlwiegend abweicht. Denn die strengen Grundzüge der Epurancie und einer gut bürgerlichen Moral fanden hier nicht nur auf dem Papier; in einer untadeligen Lebensführung gab der Markgraf Hans seinen Neumärkern das treffliche Vorbild eines sorgfältigen Hausvaters und guten Haushalters, die kräftigen, bescheidenen und unbedingten Tugenden seiner Gemahlin Katharina verhoffen ihr im Volke den Ehrennamen „Mutter Küstrin“, der bis auf den heutigen Tag in der Neumark untergehen ist.

Nur Arbeitskreis war außerordentlich umfangreich und vielseitig. Erhielten doch sämtliche Räte und Beamte der Küstriner Regierung, selbst wenn sie verheiratet waren, ihre volle Verpflegung am markgräflichen Hofe, so daß 200–300 Personen hier tags über zu Tische saßen! Da galt es vorzubereiten und einzuteilen, für alle Lebensbedürfnisse in flüger Vorkauf Sorge zu tragen, Schatzkammer, Küche, Gefäßkammer, Eier, Butter, Käse, Brot, Bier und Wein in gehöriger Zahl und Menge bereit zu haben, über den gesamten Gebrauch der kaiserlichen, aber auch überaus beliebten Gewürze wie Safran, Rosen, Rint, Muskat, Ingwer, Pfeffer, Zedern zu wachen, in einer besonderen Küche eingemachte und ähnliche gute Sachen herzustellen, lauter Dinge, die eine deutsche Hausfrau wohl anstanden, auch wenn sie küstrinisch in ihren Aehren hatte! Da mußte für Betten, Wäsche und Kleidung gesorgt, Rädchen und Wägen, Diener und Wagen beschafft, Tagelöhner und Knechte bezahlt werden, ganz zu schweigen von den

mannigfachen Pflichten der Gattin und Mutter und den vielfachen Aufgaben, die sich aus der hohen Stellung des Markgrafen ergeben, allen in allem ein Arbeitsfeld, das maßlos die höchsten Einfluß einer kräftigen, harten Persönlichkeit erforderte!

Dabei waren die Schranken, die das gesamte Leben einengten, für die Frauen besonders knapp und starr. Sie wohnten in einem besonderen Flügel des Küstriner Schlosses, abgetrennt von dem übrigen Hofe. Für die äußere Ordnung in diesem „Frauenzimmer“ sorgte der Hofmeister, dessen Aufgaben in eingehenden Vorschriften festgelegt waren. Er war der oberste Beamte der Markgräfin, die ohne ihn keinen Schritt gehen durfte, weder zur Kirche, noch zu den gemeinsamen Mahlzeiten, noch bei gelegentlichen Spaziergängen im Schloßgarten. Er war verpflichtet, seine Unterthanen in ihrem häuslichen Leben zu unterstützen und darauf gute Achtung zu geben, daß seine Hofmeisterin weder im Frauenzimmer noch davor getrieben werde und doch alles fein ordentlich ausgehe.“ Für die Erhaltung von Hofe, Ehrbarkeit und Ansehen des Markgrafen verantwortlich, Wägen, die „im Winkel saßen“, hatte er sofort zur Verfügung zu stellen, auch darauf zu achten, daß seine unordentliche Gelehr- oder dergleichen Scherz mit Jungfern oder Mädchen vorgehen, die in Frauenzimmer durften, keine „Fäulnisse“ statuten, außerhalb der Wahlzeiten nicht, niemand von Mannspersonen, sie seien von Adel oder nicht, in den Gemächern der Frauen verbleiben. Am Sonntag nach dem Abendessen, wenn es den Willen der Markgräfin unter Zurücklassung ihrer Jungen und Knechte zu den Damen hinauszugehen „und bei den Jungfern ordentlich Wägen zu sitzen und sich zu bereiben, jedoch nur bis acht Uhr, darüber hinaus soll kein ein ferreser Stuhl verbleiben, und wenn es einem niemand zu andrer Zeit die Frauen gemächer ohne besondere Genehmigung des



Marlgrafen betreten durfte. Fremde Personen wurden von den Domärzten überhaupt nicht in das Schloß hineingelassen; sie hatten in der Wachstube ihr Anliegen vorzubringen und die Antwort abzuwarten. Edelleute aber und geistliche Frauen aus der Stadt hatten das Vorrecht, zum Abendessen vor den Jungfernküche zu bis zur Treppe zu den Frauengemächern hineingehen und hier ihre Anliegen vorzutragen.

Der Hofmeister hatte ferner dafür zu sorgen, daß die Eilernkette rechtzeitig und ordentlich die Tische decken und Licht in gehöriger Höhe und Verteilung aufstellen. Jeder Wächter hatte ferner von ihm genau zu werden. Auch die Erziehung in den Fremdenzimmern und die Bedienung anwesender Gäste gehörten zu den Amtspflichten des Hofmeisters.

Ihm zur Seite stand der Zirknecht, so genannt, weil sich in seiner Obhut sämtliche Schlüssel zu den Frauengemächern befanden. Insonderheit hatte er die schließende Schlüssel auf die Diener zu geben, daß sie ruhig, still und fleißig aufwarten und ihre Dienste bestellern; er sollte keine Gotteslästerung, Flüchen oder Schwören gestatten, die Tungen in keinem Befehl haben und zu allem Besseren und fleißigen Aufwarten stehen und annehmen. Alles Geschick mußte ordentlich ausgeübt und am richtigen Orte verwahrt werden, kein Fremder durfte aus der Herrschaft Gschwin kreieren. Er war dafür verantwortlich, daß allemal das geordnete Warten, Bedienen und Schlaftrunk zu rechter Zeit und Stunde durch den Jungfernknecht geholt, daß Keiner der Majestäten nicht verschleppt, sondern für Küche

und Keller verbraucht wurden. Wöchentlich hatte er den Bedarf an Licht aus der Eilernkammer anzufordern und sie täglich dem Jungfernknecht zu übergeben, der für die Verteilung und das rechtzeitige Anzünden zu sorgen hatte, wobei sie nicht an Wänden, Tischen und Betten angezündet werden durften. In Rücksicht auf Feuergefahr war vornehmlich Umgang mit allem Brennbares geboten. Niemand durfte mit offenem Feuer oder einfachen Baternen das alte Schloß betreten; das Feuer in den Zimmern wurde abends gelöscht, während der Zirknecht sein besonderes Augenmerk zu richten hatte, wenn er die Frauenzimmer abschloß. Bei strengster Strafe war es ihm verboten, die Schlüssel je aus der Hand zu geben und anderen zu überlassen. Im Winter öffnete er die Gemächer am sechs Uhr morgens, im Sommer um fünf; um sechs Uhr abends, im Sommer um neun Uhr, wurde sie wieder verschlossen. Dann durfte kein weibliches Wesen mehr die Zimmer verlassen; nächtliche Gänge in Küche und Keller waren den Wächtern streng untersagt, notwendige Gänge durch die Türe zu den Küchenträumen oder einen Boten erledigt werden. Nur die Köchin war berechtigt, auf besonderen Befehl der Marlgräfin Küche und Speisekammer zu jeder Zeit zu betreten. Im übrigen standen alle Lebensmittel, Früchte, Gewürze u. dgl. unter der Aufsicht der Köchin, der sie nur gegen Quittung und genaue Verrechnung herausgeben durfte.

Der mehrfach genannte Jungfernknecht war der erste in der Reihe der für die Fragen bestimmten Diener. Ihm oblag insonderheit die Leitung der Gemächer. Darüber hinaus hatte er „nicht mehr zu tun, denn was ihm nicht befiehlt“.

solte. Später wurde dieser Ausdruck dann verallgemeinert.

„Er meinte, der unmaßige ist, muß sich sagen lassen: „Er frist wie ein Geyger, denn Drescher“ oder: „Er ist, daß ihm die Knochen locker plagen“.

Wenn jemand sich allzu leichtsinnig und auflässig benimmt, so bekommt er zu hören: „Er hat sich wie die Waide (Frosch) am Strid“.

Von einem Menschen, der gerade wenig geistreich in die Gegend schaut, sagt man: „Er macht ein Gesicht, als wenn die Rab's den dornen hört“.

Für das Gehen und Gehen von Gels gebraucht man den Ausdruck: „Mit dem Daumen wackeln“. Der Damm ist hierbei die die Hauptstütze ist aus.

Wenn jemand nicht Selbst gewiesen ist, dann wird er mit dem Ausdruck verurteilt: „Er hat bei der Vösselgarde gebiebt“.

Trinkt jemand Bier aus der Flasche, so heißt es: „Er trinkt aus der Pfleische“. Gleiches gilt für eine Flasche Bier sogar nur der Ausdruck „Pfleische“ gebraucht.

Eine entfernte Verwandtschaft bezeichnet man mit dem Ausdruck: „Aus der siebenten Wäde die Ausstrabe“.

Der Bauer im Kreise Schwerin, der mit der Natur besonders sich verbunden ist, weiß, daß er häufig mit starkem Witterungswechsel rechnen muß. Im Februar und März kann es schon verhältnismäßig warm sein, während andererseits noch im Mai und Juni stellensweise Kälte auftreten kann. Daher ist auch im höchsten Kreise der schöne Vers bekannt:

„Ein Bauer von beglegener Art,  
Er trägt den Kopf in die Himmelshut.  
Kommt ihn dann noch 'ne Kälte an,  
So trägt er ihn bis St. Johann.  
Und meint er's gut mit Reib und Seel',  
So trägt er ihn bis Michael.  
Und tut ihm dann der Bauch noch weh,  
So trägt er ihn bis Bartholomäus.“

Das ist eine Anzahl der im Kreise Schwerin im Schwange befindlichen Sprichwörter, die allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Mitgeteilt von A. O. Nath.

## Sprichwörter aus dem Kreise Schwerin

Im Kreise Schwerin (Warthe) haben sich viele Sprichwörter, Redensarten und Redewendungen aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten, die oft einer gewissen Komik nicht entbehren.

Schon das alte Döblich in Griechenland rühmte sich einst: „Der Mittelpunkt der Welt zu sein. Heute bezieht diesen Anspruch auf verschiedene Orte im Deutschen Reich, a. B. Zülpfen in Schlesien, Pöppan bei Salzburg, Ludendorf in Westfalen, Arnoldsorf im Kreise Seilsberg u. a. Häufig liegen diese Erdhöfen auf einer Höhe, so daß man einen guten Rundblick über weitläufige Gebiete gewinnt, im Mittelpunkt zu stehen. Dies bezieht sich in diesen Orten auf ein großer Stein, ein Findling, Meteorstein oder dergl., um den sich angeblich die Erde drehet.

Auch im Kreise Schwerin gibt es einen Ort, der den Anspruch erhebt, Mittelpunkt der Erde zu sein, nämlich Schwirke; denn im Sprichwort heißt es: „Im Schwirke wird die Erde gedreht“. Diese Gemeinde hat auch diesem Ort gekommen ist, ist allerdings nicht bekannt. Im Interesse der ordentlichen Drehung der Erde muß natürlich die Erde immer gut geschmiert werden, und zwar gilt als Erdgeschäsmittel Brantwein und Eßig. Wenn nun ein Schwirker über den Dreck aufgetrunken hat, so muß er sich sagen lassen: „Er hat die Erde auf gut geschmiert“.

In der Stadt Schwerin ist das Amtsgerecht auf Grund eines einzigen Vertrages im Rathaus untergebracht. Bis zur Auflösung des Gerichtsbezirks wurden vor einigen Jahren befanden sich die Stellen ausfalls gerade unter der großen Wappentafel. Man sagte also, wenn jemand eingeschert wurde: „Er kommt unter die Uhr“.

Für eine lautiöse Stille hat man hier den Satz geprägt: „Es ist so still, wie in der Liebhücker Kirche“. Die Gemeinde Liebhück besitzt nämlich überhaupt keine Kirche.

Von einem Menschen mit einem breiten Gesicht sagt man: „Er sieht aus wie ein Pfannkuchen, auf dem man gefressen hat“. Hat jemand

ein mageres und schmales Gesicht, so meint man: „Ihm kann man das Vaterunser durch die Waden pusten“. Sieht jemand aber frant und blaß aus, dann bekommt er zu hören: „Er sieht aus, als wenn er Malzkaffee geschluckt hätte“.

Wenn jemand eine neue Feststellung oder Erkenntnis macht, kann er die folgende Redewendung gebrauchen: „Man wird alt wie eine Kuh, und lernt immer mehr dazu“.

Ist einer im Kopfe nicht ganz richtig, so heißt es: „Er ist 'n Koppen droll“ oder: „Er ist 'n Koppen he“. Ein Mensch, mit dem nicht viel los ist, erhält die schöne Bezeichnung: „Er ist eine tote Wäde“. Von zwei Menschen, die nicht viel langen, sagt man: „Einer ist kühn, der andere eine Wäde“. Wenn jemand verhaschen oder besonders gereizt und schau ist, so findet er keinen Befall: „Er ist über 7 Jahre“.

Spricht jemand überflüchtig und überpresend, so sagt man: „Er spricht wie eine Dreschleber“ oder: „Er kann reden, als wenn man den Dreck mit Fleischen kaut“. Wenn der besonders schnell laut, muß ihn sagen lassen: „Er läuft wie ein Schüttelstein (anwesender Hund). Schreit jemand übermäßig laut, so sagt man: „Er schreit, daß man es über 7 Hufe hört“.

Hört jemand schlecht oder zu wenigstens, dann heißt es: „Er hört durch die Pfeistern (Gulleitern). Das find die an den Seiten des Hengens besessenen Leitern. Ja, man spricht sogar von Pfeistern. Wenn es mit der Arbeit nicht ernst nimmt, so meint man: „Er quast sich wie die Wäde im Eßig“. Einem Menschen gegenüber, der seine Arbeit meist so schlecht macht, daß er sie noch einmal machen muß, gebraucht man den Ausdruck: „Weißer ich bin fertig; soll ich trennen (er)“.

Wenn jemand etwas an einem fächeren Ort vermag, sagt man: „Er legt es in die Waute“. Dieser Ausdruck wurde früher wohl nur auf hartes Holz angewandt, das in das Weistrot gelegt wurde, damit es weich werden

## Mauernerde in der Mark

Daß Mauernerde früher auch in der Mark Brandenburg gewonnen wurde, dürfte nicht allzu bekannt sein. Alaua wurde einst bei Freienwalde a. d. Oder abgebaut, Friedrich Wilhelm I. hatte dort den General von der Gabel, und die Gabelung und die Gabelung des Generalen Krümmen, das Eisenwerk a. Dieses wurde jedoch nicht wieder in Betrieb gesetzt, sondern zur Mauernerdegewinnung benutzt. Später kam das Wert an das Ritzigshausen, Ritzigshausen und ging weiter über d. Br. an das Ritzigshausen, Ritzigshausen über. Noch im vorigen Jahrhundert ist dort Alaua gefördert worden. Jetzt ist der Betrieb eingestellt und nur noch ein alter vergrößerter Stollen und der Name „Mauernerde“ weisen auf das frühere Unternehmen hin.

Die Mauernerde ist eine fetts, graue Masse von schwärzlicher Färbung, die im Feuer mit starkem Schwefelgeruch verbrennt. Sie enthält große Mengen kristallisierten Gipses. Gewonnen wurde sie in einem Tagebau. Nach dem Abbau warf man sie auf Salben, wo sie unter dem Einfluß der Luft hart erstarrte. Dann wurde sie mehrfach ausgewaschen und die so gewonnene Masse schließlich zu Alaua verarbeitet.

Schiffstellung: Curt Sutta.